

# Westmüller's Sonntag's Blatt

der  
„Thorner Presse.“  
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

N<sup>o</sup>. 12.

3. Quartal.

1887.

## Fatiniza.

Humoreske von Walter Tauking.

[12]

(Nachdruck verboten.)

In den Bahnhof brauste der Zug ein, mein Reiseziel, die bekannte Festung P., war erreicht. Die Wagenthüren wurden geöffnet, meine Mitreisenden griffen nach ihren Sachen und stiegen aus. Ich hatte es nicht so eilig, absichtlich machte ich mir mit meinem kleinen Handkofferchen zu schaffen, es lag mir daran, den Perron erst zu betreten, wenn die Menge sich schon ziemlich verlaufen hatte. Endlich verließ ich langsam den Waggon, zog den Hut noch tiefer in's Gesicht und ging mit ziemlich unentschlossenen Schritten der Ausgangsthüre zu. Ein Zittern überflog meinen Körper, als ich an denselben einen Schutzmann erblickte. Beinahe hätte ich vor Schreck meinen Koffer von mir geworfen und wäre über den Schienenstrang nach der gegenüberliegenden Seite gelaufen, aber ich ermannte mich noch zu rechter Zeit, erinnerte mich, daß in sämtlichen Kriminalromanen, die ich gelesen, nur die kühnste Entschlossenheit den flüchtigen Verbrecher der Verhaftung entzogen habe; ich dachte auch an das Ziel meiner Sehnsucht, das mich auf gefährlichen Pfad gelockt hatte, und mit erheuchelter Gleichgültigkeit schritt ich an dem Manne des Gesetzes vorüber.

Gottlob! er schenkte mir nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ueber eine breite, hellerleuchtete Freitreppe gelangte ich nun in eine offene Vorhalle, vor welcher eine Anzahl Miethswagen hielten. Der unaufhörlich herabströmende Regen, meine völlige Unkenntniß der Straßen in der mir fremden Stadt zwangen mich, trotz der Magerkeit meiner Börse, mit einem der edlen Koffelkenker in Unterhandlung zu treten.

„Bitte, fahren Sie mich in ein Hotel — in ein recht billiges,“ setzte ich zögernd hinzu.

Der Kutscher blickte mit unverholenen Mißtrauen in mein sechzehnjähriges, bartloses Antlitz, brummte einige unverständliche Worte und forderte mich erst zum Besteigen des Wagens auf, nachdem ich das von ihm geforderte Fahrgeld entrichtet hatte. Erschöpft, von der Aufregung und Anstrengung des Tages

zu ermöglichen: Ich wollte Schauspieler werden. Ja, es hatte mich gepackt dieses Fieber, für welches in gewissen Jahren kein Arzt und keine Medizin gefunden wird. Was hatten die vernünftigen Vorstellungen der Meinigen gefruchtet, was hatte es genützt, daß man mich gebeten, zum Mindesten das bevorstehende

Abiturientenexamen noch zu absolviren; je heftiger der Protest wurde, desto hartnäckiger bestand ich darauf, mein Vorhaben auszuführen, und da ich einsah, daß eine gutwillige Erlaubniß von meinem Vater nie und nimmer zu erwarten war, so rüstete ich heimlich zur Flucht. Fort mußte ich um jeden Preis, ich wollte ja ein großer Künstler werden, wollte später einmal gut machen, was ich jetzt durch meine heimliche Flucht gegen die Meinigen verschuldete. Mit dem göttlichen Lichtsinn der Jugend hatte ich im Besitz von etwa dreißig Mark, dem Inhalt meiner Sparbüchse, mitten im Sommer, also in der theaterlosesten Zeit, meine Fahrt angetreten, natürlich völlig überzeugt, daß es mir sofort gelingen werde, an einer kleineren Bühne ein Engagement zu finden. Was mich eigentlich veranlaßt hatte, gerade nach P. mich zu wenden, weiß ich nicht, genug, ich befand mich jetzt innerhalb der Festungsmauern und konnte den ersten Theil meiner Flucht als zeglückt ansehen. Jetzt aber überwältigte mich doch die Wehmuth bei dem Gedanken, wie sehr man mich in diesem Augenblick zu Hause vermissen werde. Zwar mußte der Brief, den ich einem Dienstmann übergeben, schon in den Händen meiner Eltern sein, sie mußten aus demselben die Ausführung meines lang gehegten Entschlusses erfahren haben, aber ich hatte wohlweislich verschwiegen, wohin ich mich gewandt, und diese Un-



Prof. W. Wolff †. (Mit Text auf Seite 96.)

ermüdet, lehnte ich mich in das weiche Polster zurück, schloß die Augen und dachte nach.

So war ich denn also wirklich auf der Flucht, hatte das Vaterhaus heimlich verlassen, um die Erfüllung meines heißesten Wunsches

gewißheit meines Aufenthaltes mußte jedenfalls Besorgniß und Kummer verursachen. Diese Erwägungen ließen mich weitere, mir nicht sehr angenehme Schlüsse machen: Würde mein guter, aber auch ebenso energischer Vater nicht Alles

aufbieten, um mich zurückzuholen? Ich war minderjährig, er konnte die Polizei zu meiner Verfolgung aufbieten, konnte mich verhaften, zurücktransportieren lassen und dann — der Spott, der Hohn, der meiner wartete, wenn ich auf diese Weise in meiner Künstlerfahrt unterbrochen würde. Ich wagte diesen Gedanken nicht auszudenken.

Der Wagen hielt in einer spärlich erleuchteten Straße vor einem Hause, das sich durch eine rothe Laterne als Gasthof kennzeichnete. Man führte mich nach der dritten Etage in ein kleines, nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestattetes Zimmer und hier blieb ich, nachdem ich die Frage des Kellners, ob ich ein Abendbrot wünsche, verneint hatte, beim Scheine einer Kerze allein. Mit großen Schritten durchmaß ich das Zimmer und konnte nicht umhin, daran zu denken, daß dieser Moment ein hochbedeutender in meinem Leben sei, ein Wendepunkt, dem mein einstiger Biograph die größte Beachtung schenken würde. Ich las im Geiste schon die Zeilen: „Da saß der junge, noch nicht siebzehnjährige Künstler in dem ärmlichen Zimmer eines elenden Gasthauses einsam und verlassen und tröstete sich mit seiner Kunst, für die er das Vaterhaus, eine glückliche Jugend hingegeben. Damals sprach er den Faustmonolog, von seltsamer Rührung überwältigt.“

Und ich begann trotz Nacht und Gasthofszimmer mit einem Organ, das Todte am jüngsten Tag erweckt haben würde, den Monolog Heinrich Faust's im Studirzimmer:

„D, sähst du, voller Mondenschein,  
Zum letzten Mal auf meine Pein,  
Den ich so manche Mitternacht  
An diesem Pult herangewacht —  
Dann über Büchern und Papier  
Trübselger Freund, ersiehst Du mir.  
D, könnte ich auf Bergeshöh'n  
In deinem lieben Lichte geh'n — —“

„Allmächtiger Gott, der Mensch ist mond-süchtig!“ schrie plötzlich eine weibliche Stimme im anstößenden Zimmer, während sich von der anderen Seite ein ausgegebeter Bierbaß vernehmen ließ: „Sie sind selbst ein trübseliger Freund, und wenn Sie nicht bald das verdammte Näseln einstellen, dann klinge ich nach dem Kellner und jorge dafür, daß Sie die Nacht durch im Mondschein spazieren gehen können.“

Ich verstummte. Das war ein recht unfreundlicher Erfolg meiner künstlerischen Darbietungen. Ich suchte nun mein Lager auf und war bald sanft eingeschlafen. Am nächsten Morgen war es meine erste Sorge, die Existenz eines Theaters in P. festzustellen. Zu meiner Freude erfuhr ich, daß thatsächlich ein größeres Sommertheater während der heißen Monate für den dramatischen Gebrauch der Einwohner jorge, der Direktor desselben sei jedoch — dieser Zusatz machte mich sehr bedenklich — vor vier Tagen durchgegangen, da er den Mitgliedern die Gage nicht habe zahlen können. Sonderbar, hier war Einer vom Theater geflüchtet, ein Anderer zum Theater. Sofort begab ich mich nach dem mir bezeichneten Theaterlokal, in welchem die Mitglieder ohne das treulose Oberhaupt die Vorstellungen fortsetzten. Als provisorischen Chef hatten sie einen Schauspieler aus ihrer Mitte gewählt, der die Geschäfte leitete, ihm bot ich meine werthe Person für das Unternehmen an. Ich will kurz sein, da der Hauptzweck dieser Erzählung ein anderer ist, als speziell meine Erlebnisse zu schildern, ich legte einige Proben meiner Begabung ab, dieselben gefielen und ich wurde engagirt, d. h. ich erhielt die Berechtigung, mich in den verschiedensten kleinen Rollen um die Vorstellungen verdient zu machen und dafür die Hälfte eines Theiles aller derjenigen

Theile zu beanspruchen, die sich nach Abzug der notwendigen Kosten am Abend in der Kasse vorfinden würden. Ich wurde auch sofort mit einer Rolle versehen, die ich an einem der nächsten Abende spielen sollte. Es war der Lieutenant im Irkufkischen Infanterieregiment Ossip Wasilowitsch Cassanoff in — Fatiniça. — — — — —

Drei Tage waren vergangen, seit ich auf diese Weise mein Ziel erreicht hatte und ein Mitglied der deutschen Bühne geworden war. Ich hatte indeß meine Kollegen kennen gelernt und unter ihnen jene Originale gefunden, welche nur das Theaterleben hervorbringen. Da war ein Komiker, welcher nur „Komiisch“ sein konnte, wenn er sich durch die nöthige Anzahl schäumender Bierfidel begeistert hatte, eine Liebhaberin, die trotz ihrer wohlgezählten fünf- unddreißig Lenze am liebsten noch „Kinder-vollen“ gegeben hätte. Da fand sich ein Souffleur, der regelmäßig des Abends in seiner muschelartigen Behausung einschloß, und so hatte Jeder von den edlen Jüngern Thalias seine Eigenthümlichkeiten, die mehr oder weniger zum Nachtheil des Theaters ausschlugen. Das interessanteste dieser Originale war mir jedoch Camillo Wohlgenuth. Der Träger dieses Namens war etwa zwanzig Jahre alt, sah jedoch entschieden jünger aus, wozu ein etwas schüchternes, zaghaftes Wesen viel beitrug. Obwohl seit mehreren Jahren Schauspieler, hatte er sich trotz mancher Enttäuschung, die ja beim Theater keinem Sterblichen erspart bleibt, seine Ideale gewahrt, und besonders das weibliche Geschlecht konnte ihn zu den schwärmerischsten und zugleich zierlichsten Redewendungen begeistern. Er war natürlich immer verliebt, seine Absichten immer die ernstesten. Im Geheimen vertraute er mir an, daß er während der drei Jahre, die er nun bereits der Bühne angehörte, in elf verschiedenen Fällen ernstlich verlobt gewesen sei. Sämmtliche weibliche „Fächer“, wie der Theaterausdruck lautet, habe er bereits angebetet, und von der komischen Alten bis zur jugendlichsten, naiven Liebhaberin habe ihm „Keine“ widerstanden. Und hierin übertrieb der gute Camillo gewiß nicht, er war ja ein ganz hübscher, blonder Junge, etwa in meiner Größe, also nicht groß, doch auch nicht klein, besaß gerade soviel Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, wie die Frauen lieben, und hatte — dieses Motiv sei zwar zuletzt, doch nicht nebensächlich erwähnt, von seinem wohlhabenden Vater, einem Gutsbesitzer in Vorpommern, einen Monatszuschuß zur Gage, der ihn in den Stand setzte, seine Liebenswürdigkeit in Gestalt kleiner und größerer Geschenke zu beweisen. Als ich in P. ankam und Mitglied des Sommertheaters wurde, hatte Camillo sich soeben mit der Soubrette, Fräulein Wallreuther, verlobt, einer jungen Dame, die an Jahren und Erfahrungen sicherlich seine Mutter hätte sein können. Trotz dieses nicht fortzulugnenden Umstandes behütete Camillo sein Herzenskleinod ebenso wachsam, als mißtrauisch, und witterte in Jedem, der mit seiner Verlobten sprach, einen Nebenbuhler.

Es war am Tage vor dem verhängnißvollen Abend, an welchem ich zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betreten sollte, als ich vor Beginn der Probe zu „Fatiniça“ unwilliger Zuhörer folgenden Gespräches zwischen Camillo und Franziska Wallreuther wurde.

„Wenn Du leugnest, verschlimmerst Du nur Dein Verbrechen,“ flüsterte Camillo in unterdrücktem Jörn. „Sehste nur, daß Dich der lange Assessor, der Dir immer so auffällig aus der Parquetloge heraus applaudirt, für Morgen zu einem Rendezvous eingeladen hat.“

„Aber, Camillo, ich schwöre Dir —“ begann die Soubrette im Tone moralischer Ent-

„Schwöre mir nicht!“ unterbrach sie ihr Verlobter, „denn zehn Deines Geschlechts haben mir schon ihre Schwüre gebrochen.“

„Also schon zehn — ah, das ist ja schändlich. Und ich bin also die erste, der Du Dein Herz geschenkst. Ein sehr begehrenswerthes Herz, das schon zehn Mal seine Besitzerin gewechselt hat.“

„Jetzt willst Du nur den Spieß umkehren,“ rief Camillo, „aber Du kommst nicht über den langen Assessor weg. Ich habe sichere Anzeichen, daß Du gegen seine aufdringlichen Verbungen nicht unempfindlich bist. Doch Du kennst mich nicht — ich bin zu Allem fähig, wenn man mich hintergeht — —“

Die Glocke des Inspizienten, welche den Beginn der Probe verkündete, beendete gewaltsam das unerquickliche Gespräch. Seitdem waren über vierundzwanzig Stunden vergangen, nur drei Stunden noch trennten uns von dem Beginne der Vorstellung, die meinen Ruhm als dramatischer Künstler begründen sollte. Der große, herrliche Garten, der vor dem Theatergebäude lag, war bereits mit Menschen dicht gefüllt, als ich ihn, die Brust voll stolzer Hoffnungen, betrat; in dem Gartenpavillon konzertirte die Theaterkapelle und eine heitere Operettenweise tönte mir entgegen. Ich besah mich in begreiflicher Aufregung, sollten doch die Blicke der vielen Menschen heute noch auf mich gerichtet sein, sollte es sich doch in wenigen Stunden entscheiden, ob ich mit Recht oder Unrecht in so gewaltsamer Weise die gefährliche Laufbahn betreten hatte.

„Nun, Sie sind wohl nicht wenig aufgeregt?“

Mit diesen Worten kam mir Camillo Wohlgenuth entgegen. „Ja, ich kenne das,“ fuhr er fort, „man hat eine verdammte Furcht vor dem Lampenlicht, aber das legt sich später. Sie sind doch in Ihrer Rolle fest?“

Ich bejahte. Ob ich des Wortlautes sicher war! Ich hätte den guten Lieutenant Ossip Wasilowitsch Cassanoff, wenn es hätte sein müssen, Wort für Wort von hinten nach vorn herdekklamieren können. Man lernt keine Rolle so genau, als die erste.

„Apropos,“ sagte mein junger Kollege jetzt vertraulich, „Sie wissen, ich spiele heute Abend in Fatiniça den Berichterstatter. Ich muß mit einem eleganten Notizbuch in der Hand mein großes Auftrittslied singen, und da ich bei Ihnen ein feines Taschenbuch bemerkte, so wollte ich Sie bitten, mir dasselbe zu leihen.“

Ich hätte vor Freude aufjubeln mögen. Ein Kollege, ein hervorragend beschäftigter Kollege erlaubte mir, ihm gefällig zu sein. Ich fühlte mich geehrt. O Gott, ich habe später die Erfahrung gemacht, daß man diese Ehre nur zu oft genießen kann. Ich nahm mein Taschenbuch, ein Geburtstagsgeschenk meiner guten Mutter, welches ihr Bild und eine Widmung enthielt, und händigte es Herrn Camillo ohne Weiteres ein.

„Ihre Geheimnisse sind mir natürlich heilig,“ versicherte dieser, indem er das Buch in die Brusttasche steckte. „Besten Dank, ich hätte mir ja ein Buch vom Requisiteur geben lassen können, aber das wäre doch wieder ein Gerichts-vollziehertaschenbuch gewesen. Die äußere Eleganz — das ist immer die Hauptsache.“

Während dies zwischen uns erledigt wurde, spielte sich an der vor dem Garten gelegenen Theaterkasse eine andere Szene ab. Zu dem alten Kassirer, einer stattbekannteren Persönlichkeit, trat ein mit größter Einfachheit gekleideter Mann, der, in der Hand einen dicken, schmucklosen Stock haltend, ungefähr wie ein Viehkommissionär ausah. Sein Gesicht war glattrasiert, ein wenig geröthet und durchaus nicht geistig belebt. Nur die kleinen grauen Augen hatten etwas ungemein Listiges.

(Schluß folgt.)

## In der Spielhölle.

Skizze aus dem amerikanischen Leben  
von Hugo Scheller.



(Nachdruck verboten.)

Von allen Städten der civilisirten Welt bietet vielleicht keine dem aufmerksamen Beobachter so viel Interessantes dar, wie die Straßen von San Franzisko und ihre ewig wechselnde Bevölkerung. Hier erblickt man einen Trupp Einwanderer, welche die Wunder des gelobten Landes, von dem sie so lange geträumt, bald stillschweigend, bald mit lauten enthusiastischen Ausrufungen in Augenschein nehmen; dort steht eine Anzahl Goldgräber, die eben aus den Minen zurückkehren, mit zerrissenen Kleidern, bronzefarbenen Gesichtern und großen, ledernen Beuteln am Gürtel; hier und da lehnt ein Spanier, in seinen bunten Mantel gewickelt, den Rauch seiner Cigarre kunstreich in die Luft blasend, an einer Ecke oder schreitet stolz, mit den mächtigen Sporen klirrend, durch die Straßen; hier ein Chinese mit langem Zopf und der weiten, blauen Jacke, dort ein Trupp Matrosen, deren Schiffe im Hafen liegen; Franzosen, Amerikaner, Deutsche, Engländer, Spanier, Malayan, Neger und Mulatten strömen unaufhörlich ab und zu — das Gold ist der Magnet, der sie alle in Bewegung setzt.

Die ungeheure Menschenmenge, die sich unaufhörlich von allen Seiten in die Minenbezirke wälzt, drängt sich ebenso unaufhörlich nach den Städten, und besonders nach San Franzisko, zurück, wo sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bildet. Der größte Theil der Abenteurer, die, von Goldlust getrieben und von glänzenden Hoffnungen geblendet, in die Berge ziehen, wenden sich, nachdem sie die Goldquellen, die sie auszubeuten gedachten, vergebens gesucht oder ihre Mittel in unfruchtbareren, vom Glücke nicht begünstigten Unternehmungen erschöpft haben, nach dem Mittelpunkt der Civilisation zurück, und suchen hier als Händler, Makler, Handarbeiter, Kommissionäre, Schiffer, Polizeiagenten, Köche, Schankwirth, Pastetenbäcker, mit einem Worte auf jede mögliche Weise Geld zu gewinnen, um nicht etwa damit in ihr Vaterland zurückzukehren, sondern nur, um einen neuen Versuch in den Minen zu machen. Neben diesen, nur dem Gewinn nachjagenden, aber fleißigen und betriebamen Leuten besteht jedoch ein anderer und nicht geringer Theil der Bevölkerung von Kalifornien aus Subjekten, die auf leichtem Wege Reichthümer zu erwerben trachten, und unter diesen machen sich besonders die schlauen Betrüger — größtentheils Nordamerikaner — bemerklich, die mit einer kleinen Summe Geld und einem großen Vorrath Spielkarten das Land betreten und vom Augenblick ihrer Ankunft auf kalifornischem Boden nichts thun, als Karten mischen und Gold zählen und wägen.

Die deportirten Verbrecher in Australien sind Heilige im Vergleich mit diesen Männern, die um jeden Preis reich werden wollen, deren Beruf der Betrug ist, und die kein Verbrechen, selbst einen Mord nicht scheuen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Man findet diesen Auswurf der Menschheit in Kalifornien aller Orten, von den glänzenden Salons in San Franzisko, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben und Berge von Gold auf ihren Tischen häufen, bis zu dem letzten elenden Zelt im Gebirge, wo sie den armen Goldgräber um die Früchte seiner harten Arbeit betrügen. Der spanische Mantel dient dazu, ihren Raub zu verbergen, und der Revolver und das Bowieemesser sind Vertheidigungswaffen, deren sie sich vortrefflich zu bedienen wissen.

Die berühmtesten Spielhöhlen in San Franzisko befinden sich in den prächtigen Gebäuden, welche den Hauptplatz der Stadt von der Kearneystreet trennen. Die Häuser sind von Ziegel erbaut und scheinen mit ihren eisernen Fenstern, Läden und Balkonen auf die Feuersbrünste eingerichtet zu sein, die schon mehr als einmal San Franzisko verheerten. Die Gebäude sind glänzend erleuchtet, durch die weiten Säle schallt betäubende Musik und die Zahl der Besucher, die sich herbeidrängen, wenn sich täglich nach Sonnenuntergang die weiten Flügelthüren dieses Stablißements öffnen, ist so groß, daß es oft schwierig wird, sich Eintritt zu verschaffen.

Das größte und prächtigste dieser Häuser trägt an seiner Hauptfront in Goldbuchstaben die Inschrift „Eldorado“, und in der That kann man dem Ort eine magische Anziehungskraft nicht absprechen. Die Decke des großen Spielsaales ist durch zwei Reihen weißer Säulen gestützt, blitzende Kronleuchter hängen am Plafond herab, die Wände sind mit Malereien in sehr anakreontischem Geschmack bedeckt, und die hier und da aufgestellten Spieltische sind mit Haufen blitzender Goldstücke beladen. Rechts, hinter einem prachtvollen Büffet, servirt ein schönes, sehr elegantes Mädchen Thee, Kaffee und Chokolade, und gegenüber, an einem anderen Büffet, schenkt ein Mann Spirituosen aus. Die junge Dame ist beständig von einem Kreise von Bewunderern umgeben, die, um dann und wann ein Wort mit ihr wechseln zu können, eine fabelhafte Anzahl von Tassen Thee, die Tasse zu einer Mark, konsumiren.

Nahe dabei macht sich eine Gruppe sonnenverbrannter, robuster Männer bemerklich. Es sind Kanadier, die das Gerücht von den ungeheuren Reichthümern Kaliforniens in diese ferne Gegend gelockt hat. Sie haben in den Minen gearbeitet, auf dem nackten Boden geschlafen und sich vom Ertrag der Jagd genährt, und als sie der mühseligen Arbeit müde waren, haben sie noch die berühmte Stadt San Franzisko sehen wollen. Mit welchem Erstaunen betrachteten sie den Glanz und Luxus um sich, und welche bewundernden Blicke ruhen auf dem jungen Mädchen am Büffet, deren Grazie den wildesten Minenarbeiter und den leidenschaftlichsten Spieler anzieht. Mehr als einer der kupferbraunen Burische mochte wohl in der Stille seufzen und an die hübschen Dirnen seiner Heimath mit Sehnsucht zurückdenken.

Und was giebt es dort an jenem Tische, um den sich ein dichter Kreis von Zuschauern versammelt hat? Ein Spanier mischt die Karten zu einem seiner nationalen Spiele. Ihm gegenüber steht ein junger Mann von kaum sechzehn Jahren, dessen sanfte, kindliche Züge durch den finsternen Ausdruck seines Auges und die zusammengepreßten Lippen entstellt sind. Seine rechte Hand ruht auf dem grünen Teppich des Tisches, der mit Dollars und kleinen, mit Goldstaub gefüllten Säcken bedeckt ist. Seine linke Hand faßt in die Westentasche, und der Schweiß rieselt ihm über die bleiche Stirn; er hat eben 25 Dollars auf eine Karte gesetzt, und sein Auge folgt mit fieberhafter Spannung den Bewegungen des Bankiers. Dieser beendigte seine Manipulationen mit phlegmatischer Ruhe. Ein triumphirendes Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des jungen Mannes.

„Ich habe gewonnen!“ ruft er. „Heute werde ich endlich Revanche nehmen.“

„Möglich,“ entgegnete der Bankier, „das Glück scheint Ihnen heute günstig.“

„Alles auf die Dame!“ ruft der junge Mann leidenschaftlich.

Eine Minute später hatte er verloren.

„Verdammt!“ murmelte er mit erstirter Stimme und zieht einen Sack, der etwa 2 Pfund Goldstaub enthalten mag, aus der Tasche. Der Spanier schätzt den Werth mit einem Blicke und nimmt die Karten wieder auf.

„Tausend Teufel!“ schreit der junge Goldgräber, der wieder verloren hat und mit krampfhafter Hast seine Taschen durchsucht. „Wo ist mein Gold? Gestohlen — ich bin bestohlen!“ wiederholte er, indem er sich wild im Kreise umsieht.

„Vorwärts da!“ unterbricht ihn der wildaussehende Blousenmann, welcher hinter ihm steht und seinen zerrissenen Hut fester auf das Haar drückt: „Vorwärts, wenn Sie nicht mehr spielen, so machen Sie anderen Leuten Platz.“

„Ich werde hierbleiben, so lange es mir gefällt!“ entgegnete der junge Mensch.

„Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, ein wenig Platz zu machen, wenn Sie nicht mehr spielen können,“ sagte der Bankier mit ruhiger Stimme.

„Man hat mich bestohlen, schändlich bestohlen!“ schreit der junge Mann.

„Sehen Sie mich dabei nicht so an, mein Bürschchen,“ jagt der Mann in der Blouse.

„Ich werde ansehen, wen ich ansehen will!“ sagte der unglückliche Jüngling zornig. „Wer meinen Blick nicht ertragen kann, mag sich entfernen.“

„Platz da!“ schreit jetzt der Koloss in der Blouse mit donnernder Stimme, indem er den jungen Mann bei den Schultern packte und zurückschleuderte.

„Nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht!“ rufen in demselben Moment mehrere Stimmen, denn der junge Mann hat blind vor Zorn und Verzweiflung seinen Revolver hervorgezogen und auf den Mann in der Blouse gerichtet. Einige Zuschauer packen seinen Arm, die Pistole entladet sich und die Kugel zerschmettert einen der funkelnden Kronleuchter.

„Danke!“ sagte der Mann, dem man eben das Leben gerettet hatte, mit großer Ruhe, indem er einen Goldbarren aus seiner Blouse zog und ihn auf eine Karte setzte, während einige stämmige Joländer seinen wüthenden Widersacher aus dem Saale schleppten.

Das Spiel war durch dieses Intermezzo auf einige Minuten unterbrochen, aber bald kehrte man mit dem früheren Eifer dazu zurück, bis ein neuer Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Seit acht Tagen hatte sich nämlich genau zu derselben Stunde und an demselben Tische ein ernstaussehender Mann eingestellt. Am ersten Tage hatte er, nachdem er eine Weile dem Spiele zugeesehen, einen kleinen Sack von Leinwand aus der Tasche gezogen und auf eine Karte gesetzt. Er gewann, öffnete seinen Sack und schüttelte 48 Dollars heraus. Der Bankier zahlte ihm die Summe und der Mann entfernte sich stillschweigend, ohne sein Glück ein zweites Mal zu versuchen.

Am anderen Tage erschien der Mann wieder, verlor, und schüttelte wie gestern 48 Dollars aus seinem Beutel und entfernte sich. So kam er sieben Tage nacheinander genau zu derselben Stunde, verlor immer, schüttelte immer dieselbe Summe aus seinem Beutel und entfernte sich mit demselben Gleichmuth. Alle Spieler kannten ihn und amüßten sich über sein seltsames Benehmen.

Am achten Tage, einige Minuten nach 8 Uhr, wendete sich einer der Kroupiers zu seinem Kollegen und sagte lachend:

„Unser Klient kommt heute nicht, wir haben ihm zu arg mitgespielt, wahrscheinlich hat er den Muth verloren.“

„Schweig,“ murmelte der Andere und stieß ihn an den Ellenbogen, denn hinter ihnen

stand der eigenthümliche Gast, von dem sie sprachen. Ohne sich an das spöttische Blüthen und Murmeln zu kehren, das bei seiner Annäherung entstand, trat er an den Tisch und setzte seinen bekannten, kleinen Sack auf eine Karte.

Diesmal gewann die Karte, die er gewählt hatte, und ein kaum merkliches Lächeln kräufelte seine Lippen. Mit ruhiger Hand ergriff er den Sack, um ihn auszuschnüthen.

„Schon gut, schon gut,“ sagte der Bankier, wir wissen, was er enthält, 48 Dollars, wie gewöhnlich.“

„Nein,“ entgegnete der Fremde, indem er seinen Sack etwas heftiger schüttelte als sonst. Eine Rolle von 48 Dollars fiel heraus, dieser

Zuschauer, die immer geneigt sind, Partei gegen die Bank zu nehmen. „Er hat seinen Einsatz deponirt, er hat gewonnen, Ihr müßt zahlen.“

„Zählen Sie Ihren Einsatz auf,“ sagte endlich einer der Kroupiers, nachdem er sich mit seinen Kameraden leise besprochen hatte.

„Hier sind zuerst 48 Dollars in Gold,“ erwiderte der Spieler, „dann 800 Dollars in Banknoten, und dann . . .“

„Wie, noch mehr?“

„Dann einen Wechsel auf das Haus Dollsmith und Penwhen, der so gut ist wie Gold und sich auf 3000 Dollars beläuft.“

„Sind Sie verrückt?“ schrie der Bankier, indem er wüthend aufstand. „Das wäre also

„Und wenn es ebenso viele Tausende gewesen wären, das gilt ganz gleich!“

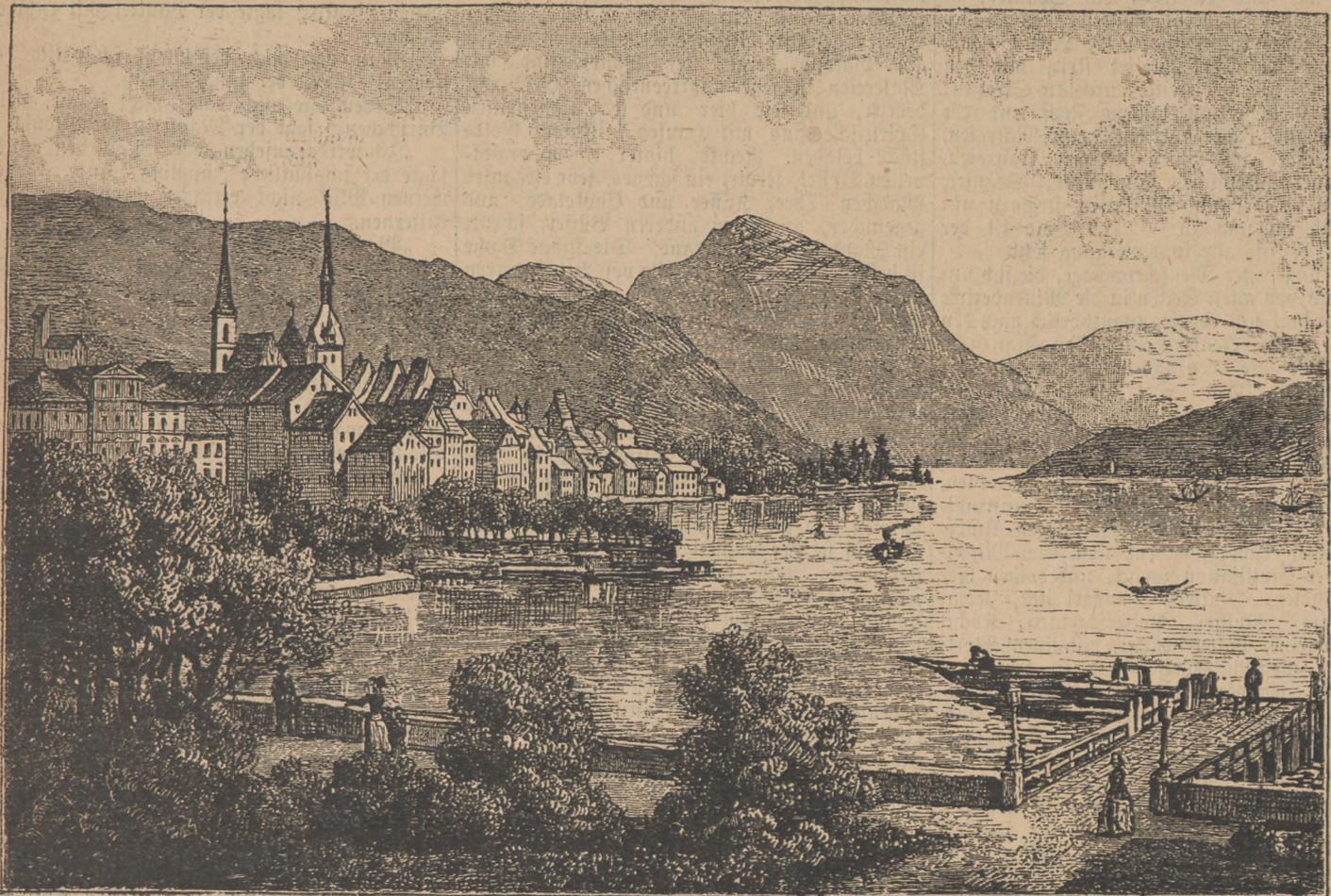
„Lassen Sie mich doch ausreden!“ rief der Bankier mit blassem Gesicht und blizenden Augen. „Wenn er sonst seinen Sack ausgeschüttete, hat er immer nur die Dollars herausfallen lassen, die Banknoten aber zurückgehalten.“

„Beweisen Sie das!“ entgegnete der Fremde verächtlich.

„Warum habt Ihr nicht nachgesehen, was sich in dem Sack befand?“ rief das Auditorium.

„Wenn er wieder verloren hätte, würde er nichts gezahlt haben, als seine 48 miserablen Dollars,“ erwiderte der Bankier.

„Das ist möglich!“ riefen mehrere Um-



Ansicht von Zug. (Mit Text auf Seite 95.)

folgte ein Paket Bankbillets und ein zusammengefaltetes Papier.

„Was soll das?“ schrien die erschrockenen Kroupiers.

„Es ist mein Einsatz!“ antwortete der Fremde ruhig und legte seine Papiere auseinander.

„Sie scherzen!“ entgegnete der Bankier. „Das wäre ja Betrügerei! Sie haben jeden Tag nur 48 Dollars gesetzt!“

„Eine Betrügerei?“ erwiderte der Unbekannte und runzelte die Stirn. „Können Sie beweisen, daß es das ist? Habe ich nicht den Sack mit seinem Inhalt auf die Karte gesetzt, und haben Sie ihn nicht angenommen, ohne ihn zu öffnen?“

„Das ist richtig, ganz richtig,“ schrien die

eine Summe von beinahe 4000 Dollars. Das brauche ich nicht zu zahlen!“

„Sie brauchen nicht zu zahlen?“ fragte der Fremde. „Würden Sie das Geld nicht genommen haben, wenn ich verloren hätte?“

„Ja gewiß!“ riefen die Zuschauer. „Die Bank nimmt Alles, was sie bekommen kann, sie muß also auch bezahlen!“

„Aber, meine Herren, bedenken Sie doch,“ fiel der Bankier mit sanfter Stimme ein, um das Ungewitter zu beschwichtigen; „bedenken Sie doch, daß der Herr vorige Woche jeden Abend . . .“

„Verloren hat, ohne ein Wort zu sagen,“ schrie Einer aus der Menge. „Ich habe es selbst gesehen.“

„Aber es waren nur 48 Dollars.“

stehenden lachend. „Aber Sie können das nicht beweisen und müssen also zahlen.“

„Nein, nein!“ schrie der Bankier, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „das ist eine Betrügerei neuer Art — ich wäre ein Narr, wenn ich zahlte.“

„Ah!“ rief ein stämmiger Amerikaner, „ich habe vorhin 100 Dollars verloren, die Du ohne Umstände eingestekt hast, willst Du nicht zahlen, wenn Du verlierst, so gibst Du mir auch mein Geld zurück.“

„Mir auch, mir auch,“ riefen andere zornige Stimmen.

Der Bankier schien entschlossen, nicht nachzugeben, aber der Kroupier eines anderen Tisches flüsterte ihm einige Worte zu, die ihn endlich bestimmten, zu zahlen.



Germanen auf der Bärenjagd. (Mit Text auf Seite 96.)

Der Fremde, der während der ganzen Szene keinen Augenblick seinen Gleichmuth verloren hatte, zählte ruhig das Geld durch, machte den Umstehenden eine stumme Verbeugung, um ihnen für ihre freundschaftliche Einmischung zu danken, und entfernte sich, von donnerndem Beifallsklatschen begleitet. Unter allen denen, die ihn so eifrig unterstützt hatten, gab es nicht drei Personen, die nicht überzeugt gewesen wären, daß er einen Betrug ausgeübt hatte, aber dieser Betrug war in ihren Augen keine unehrenhafte Handlung, sondern eine erlaubte ingeniose Konzeption und sie freuten sich, daß die Bank das Opfer war.

Am entgegengesetzten Ende desselben Saales, wo sich täglich Szenen ähnlicher Art wiederholen, spielt ein ziemlich starkbesetztes Orchester alle möglichen deutschen und französischen Ouvertüren, Tänze und Märsche abwechselnd mit Regelliedern und amerikanischen Volksweisen. Das Publikum verhält sich diesen Kunstleistungen gegenüber sehr indifferent, aber plötzlich zeigt sich eine Bewegung unter der im Saale auf- und abwandlenden Menge.

„Da ist sie, da ist sie!“ hört man rufen, und ein junges Mädchen von idealer Schönheit mit einer Violine unter dem Arme erscheint. Hunderte von Zuschauern wenden die Augen zu ihr hin, selbst das Büffet wird leer. Nur ein einziger Yankee bleibt der Königin des Komtoirs treu, die ihm eben die achtzehnte Tasse Thee einschenkt.

Die Violinistin ist ein reizendes Mädchen von etwa siebzehn Jahren, mit kohlschwarzen Augen und Haaren und blendendweißem Teint. Alles an ihr verräth die Südländerin. Aber wie kommt dieses junge, schöne Wesen in die Höhle des Lasters? Wie kann sie sich entschließen, ihre Melodien mitten in diesem wüsten Tumult ertönen zu lassen? Durch welche Schicksale ist sie auf diese Küste geschleudert worden, wo jeder edle Gedanke und jeder Funken zarten Gefühls in dem Durste nach Gold erstickt? Der sollte sie zu den mannigfachen Lockspeisen des Hauses gehören, wäre das junge Herz bereits von der Pestluft des „Eldorado“ vergiftet? Nein, ihr Blick ist traurig und unschuldig und die Töne, die sie ihrem Instrumente entlockt, klingen so melancholisch, daß sie uns an einem anderen Orte bis in's Innerste der Seele dringen würden. Hier müßten selbst die Akkorde eines Engels ohne Eindruck vorüberziehen — und nach einigen Momenten der Aufmerksamkeit überlassen sich die Anwesenden von Neuem der Leidenschaft, die sie beherrscht.

Da ist ein Tisch, wo einige junge Amerikaner ein vint et un etablirt haben, womit sie jeden Abend neue Kunden anzulocken verstehen.

Ein wenig weiter hin befindet sich ein Roulett und dann folgt ein Tisch, auf welchem die fünf ersten Buchstaben des Alphabets aufgezeichnet sind. Ein Mann steht dabei, der fünf Würfel, welche dieselben Zeichen tragen, in einem Becher schüttelt. Man setzt auf einen Buchstaben b und läßt die Würfel auf den Tisch fallen. Wenn der besetzte Buchstabe herauskommt, hat man gewonnen; aber der Erfinder dieses neuen Glückspiels hat die Chancen so vortrefflich berechnet, daß der Vortheil entschieden auf seiner Seite ist.

In einiger Entfernung von diesem Tische hat ein anderer Industrieritter seinen Stand genommen. Er hält drei Karten in der Hand: ein As, eine Dame und eine Zehn, die er den Zuschauern zeigt und dann auf den Tisch legt.

„Sehen Sie, meine Herren!“ ruft er, „sehen Sie, achten Sie auf meine Hände — wenn Sie errathen, wohin ich das As lege, haben Sie gewonnen.“

Das Spiel scheint so einfach, der Erfolg so gewiß, daß die Umstehenden lachen — aber

er fährt fort, seine Karten zu zeigen, und sie langsam nebeneinander auf den Tisch zu legen, bis einer der Zuschauer vortritt und sagt:

„Ich sehe zwei Dollars auf das As.“  
 „Verzeihen Sie, mein Herr, der niedrigste Satz ist fünfundzwanzig Dollars,“ entgegnete der Kartenkünstler.

„Gut, ich sehe fünfundzwanzig Dollars,“ erwiderte der Spieler. „Ich kann mich nicht täuschen, ich weiß, wo das As liegt.“

Er bezeichnete das As mit dem Finger, und in der That, er hat gewonnen. Das Spiel nimmt nun seinen Fortgang, Andere betheiligen sich mit bedeutenderen Summen und verlieren einer nach dem Andern Alles, was sie gewagt haben, ohne daß sie begreifen, wie es zugeht; denn, obgleich sie die Hände des gewandten Gauklers nicht aus dem Auge lassen, irren sie sich doch jedes Mal, wenn sie die Karte bezeichnen, die ihrer Meinung nach das As sein soll.

Aber diese geschickten Betrüger haben nicht immer dasselbe Glück. Ein amerikanischer Kroupier erblickt einen Spanier, der, in seinen alten Mantel gehüllt, den zerrissenen Hut tief in die Stirn gezogen, dem Spiel mit großer Aufmerksamkeit zusieht.

„Nun, Sennor,“ redet er ihn an, „wollt Ihr nicht Guer Glück versuchen? Warum legnügt Ihr Euch mit dem Zusehen?“

„Weshalb?“ entgegnete der Spanier, „weil ich etwas lernen will.“

Das zweideutige Lächeln des Mannes gefällt dem Yankee nicht. Die Spanier sind gewöhnlich feine Spieler, und dieser hier heftet sein stechendes Auge so fest auf den Amerikaner, daß derselbe in Verlegenheit kommt.

„Habt Ihr kein Gold?“ fragte der Bankier, indem er zu lächeln versucht.

„Si poquito“ (Ja, ein wenig), entgegnete der Spanier. Und ohne die Augen von den Händen des Amerikaners zu wenden, zieht er eine alte Börse unter seinem Mantel hervor und setzt sie auf eine Karte. Der Yankee schätzt den Inhalt des Beutels auf 60 bis 70 Dollars — aber der Blick des Spielers macht ihn besorgen und unsicher — er wagt nicht, seine Kunstgriffe zu brauchen; er spielt richtig.

„Esta bueno,“ sagt der Spanier mit sardonischem Lächeln, „ich habe gewonnen.“

„Wieviel enthält Guer Beutel?“

„Ich weiß es nicht, seht selbst nach.“

Der Amerikaner löst die Schnur der Börse und kann sich einer Bewegung des Schreckens nicht erwehren, als er sieht, daß sie 113 Dublonen enthält. Der Spanier bleibt unbeweglich, streicht den Haufen Gold, der vor ihm liegt, mit stummer Gleichgültigkeit ein und entfernt sich aus dem Kreise der Zuschauer. Aber zwei Männer, die jeder seiner Bewegungen mit Aufmerksamkeit folgen, tauschen ein Zeichen mit den Augen und treffen sich wenige Minuten später, ohne das Jemand ihr Manoeuvre bemerkt, an der Ausgangsthür des Saales.

Der Spanier ist fortgegangen, er schreitet über den Platz und summt in der Freude über seinen Triumph ein Lied vor sich hin. Trotz des schweren Beutels, den er trägt, marschirt er mit Leichtigkeit und lacht über den Aerger des Amerikaners. „Der Narr!“ brummt er vergnügt, „er glaubte, es wären nur Dollars in meinem Sack und unter meinem Blicke erlahmten seine diebischen Hände. Er wagte nicht, falsch zu spielen. Caramba! wie mag er fluchen!“

In diesem Augenblicke hörte er schnelle Schritte hinter sich. Er steht still und zugleich verstummt auch das Geräusch hinter ihm. Die Kearneystraße, die er durchzuschreiten hat, ist noch ziemlich belebt, aber er biegt in eine stille Gasse ein und fängt im Gehen an, einen Theil seines Schatzes in dem Gürtel zu verbergen, den er unter den Kleidern trägt. Den Rest

im Beutel nimmt er unter den linken Arm und beschleunigt seine Schritte. Er hat keine Lust mehr zum Singen. Die Gegend, in der er sich jetzt befindet, ist ganz einsam, und indem er den Kopf wendet, bemerkt er den Schatten zweier Männer, die ihm hartnäckig folgen.

„Caraco!“ murmelte er, nach dem langen Messer greifend, das in seinem Gürtel steckt. Er kann sich über die Gefahr, die ihm droht, nicht mehr täuschen. Nächtliche Raubanfälle sind gewöhnlich genug in San Franzisko, auch zweifelt er nicht, daß seine Verfolger besser bewaffnet sind, als er; dessen ungeachtet biegt er festen Schrittes um eine Straßenecke, die ihn den Augen seiner Verfolger entzieht. Dann tritt er eilig in eine Art offenen Schuppen, in welchem Steine und Bretter zu einem beabsichtigten Bau aufgeschichtet sind.

Einen Augenblick später erreichen auch seine beiden Verfolger den Ort.

„Wo Teufel ist er hin?“ sagt der Eine, sich nach allen Seiten umsehend. Er müßte merkwürdig schnelle Beine haben, um einen solchen Vorsprung zu gewinnen, wir waren ihm vorhin sehr nahe.“

„Wahrscheinlich ist er unter diesen Brettern versteckt und bildet sich ein, wir würden unseren Weg ruhig fortsetzen,“ entgegnete flüsternd der Andere. „Aber er ist wie ein Fuchs in die Falle gegangen. Postire Du dich dort, ich werde von hier eindringen, er kann uns nicht entweichen; von unseren Pistolen machen wir nur im Nothfalle Gebrauch.“

Beide stehen auf ihrem Posten, die Revolver in der Hand, als plötzlich ein Mann zu Pferde aus dem Schuppen herausprengt, ihnen in spöttischem Tone ein „Gute Nacht, Ihr Herren,“ zuruft und im Galopp davonjagt.

„Tausend Teufel!“ schreit der eine der Strauchdiebe zähneknirschend und den Finger an den Drücker seiner Pistole legend, aber der Reiter ist längst in der Nacht verschwunden.

Während das Unternehmen der beiden Räuber scheitert, versucht ein anderer frecher Schurke sein Glück im Saale des „Eldorado“, aber mit eben so wenig Erfolg.

Es ist drei Uhr Morgens. Der fieberhafte Eifer der Spieler hat sich abgekühlt. Die Einen ziehen sich beim ersten Morgenstrahl zurück, weil sie mit ihren Erfolgen zufrieden oder gänzlich ausgeplündert sind, die Anderen, weil sie das Bedürfnis fühlen, sich nach den Aufregungen der Nacht auszuruhen. Die Bankiers packen ihr Geld in Säcke und machen sich, bis an die Zähne bewaffnet, bereit, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Der Eine von ihnen hat eben seine Vorbereitungen beendet, der Geldsack liegt vor ihm auf dem Tische, als er einen Mexikaner, der seinen Mantel an der Thür niederlegt, eintreten und langsam durch den Saal schreiten sieht. Nachdem der Bankier den Mann einen Augenblick beobachtet hat, dreht er sich, um seinen Hut zu nehmen. Diesen Moment benutzte der Mexikaner, springt nach dem Tische, bemächtigt sich des Beutels mit Dublonen und eilt damit nach der Thür.

„Ein Dieb, ein Dieb!“ schreit einer der Kroupiers.

Bei diesem Rufe dreht sich der Bestohlene um; Tische und Stühle hindern ihn, dem Räuber, der die Thür schon erreicht hat, zu folgen, aber er zieht einen Revolver aus der Tasche, richtet ihn auf den Dieb und giebt Feuer. Der Geldsack fällt auf das Parquet und der verwundete Uebelthäter stürzt auf die Straße.

„Nun, das war die höchste Zeit,“ sagte der Bankier, indem er über den Tisch springt, um sich wieder in dem Besitz seines Schatzes zu setzen.

„Hast Du ihn getroffen?“ fragte einer seiner Kameraden.

„Ich hoffe, ich habe wenigstens gut gezielt,“ ist die gleichgültige Antwort.

„Wir wollen sehen, ob er geblutet hat.“

„Was geht das uns an! Er hat mit leeren Händen abziehen müssen, was kummert uns das Uebrige.“

„Ein fecker Bursche! Aber Jeder sucht auf seine Art Geld zu machen und wenn es ihm gelungen wäre, ließe sich gegen seine Weise nichts einwenden!“

Mit dieser Reflexion ziehen sich die Kroupiers zurück, um sich von ihrem nächtlichen Werke auszuruhen, das sie am folgenden Morgen von Neuem beginnen.

### Die Katastrophe am Zuger See.

(Illustrationen Seite 92 u. 95.)

Die Zeitungen berichteten vor wenigen Wochen von einem entsetzlichen Unglück, welches die Stadt Zug in der Schweiz betroffen hat.

Zug ist ein freundliches Städtchen in dem Kanton gleichen Namens, liegt unmittelbar am Zuger See, am Fuße des Zuger Berges und ist unstreitig einer der interessantesten Punkte der nördlichen Schweiz.

Es war am 5. Juli dieses Jahres in den Morgenstunden, als die idyllische Ruhe, welche auf Berg und Thal ausgebreitet war, auf eine furchtbare Art gestört werden sollte. Arbeiter, die bei dem Bau der neuen Kaimauern beschäftigt waren, bemerkten — es mochte 3 1/2 Uhr früh sein — in der Nähe der Landungsbrücke für die Dampfboote ein Schwanfen neu aufgeführter Mauerungen und stellenweise ein Bersten derselben. Von panischem Schrecken ergriffen flüchteten sie und waren kaum dem gefährlichen Orte entronnen, als schon ein Theil der Kaimauern mit dumpfem Gekrach in die Tiefe des Sees versank, dem gleich darauf ein Stück Land von etwa 25 Meter Länge und 10 Meter Breite folgte.

Das Entsetzliche des Vorganges lockte eine Menge Leute herbei, von denen plötzlich Einzelne in die Tiefe sanken, spurlos verschwanden.

Wiederum flüchtete sich Alles und wiederum rettete man sich nur mit äußerster Noth, denn auf's Neue versank ein Stück Land mit furchtbarem Krach. Einige Häuser und eine Schiffshütte waren verschwunden.

Die Dampfschiffe, welche an den Kaimauern befestigt waren, wurden weit in den See hinausgeschleudert, indem die Taue wie Zwirnsfaden zerrissen.

Inzwischen erschien das Rettungskorps auf der Unglücksstätte, welches Mühe hatte, das auf's Neue herbeiströmende Menschengewirr zurückzuweisen, weil man mit Recht weitere Erdstöße befürchtete. In den zunächst gelegenen Häusern rettete man an Vieh und Mobiliar, was nur irgend zu bergen war; Verwirrung, Schrecken und Angst erschwerten schnelles Handeln ungemein. Die

weiter landeinwärts belegenen Häuser der sich Vorstadt hielt man für nicht gefährdet und säumte deshalb mit der Räumung derselben. Leider erwies sich diese Hoffnung aber als trügerisch, denn eben — es war inzwischen 7 Uhr geworden — passirte ein mit Hausgeräth beladener Wagen die nächste Straßenecke, als er spurlos versank. Es folgte nunmehr der Hauptschlag. Mit donnerähnlichem Gekrache, vermischt mit den Angstrufen der Menschen, versank eine Anzahl von etwa 30 Wohn- und Nebengebäuden, andere schwankten und legten sich um, insbesondere das große, fünfstöckige Gebäude des Zürcher Hofes, von dem nur eine Ecke stehen blieb. Der Anblick war furchtbar für die, welche dies entsetzliche Schauspiel mit ansahen. Unterbrochen von Senkungen geringeren Umfanges geschah der dritte Sturz Vormittags um 11 Uhr. Es sanken 3 Häuser in den See, denen gegen 2 Uhr noch ein Gebäude folgte. Die ganze Vorstadt liegt zerrümmert im See; es verschwanden im Ganzen einundzwanzig Häuser, während weitere vier zusammengestürzt sind. Baumkronen,

bis heute noch nicht vergrößert. Es scheint also im Untergrunde vorläufig Ruhe eingetreten zu sein.

Von den angerissenen Stellen stürzen immer noch einzelne Stücke nach. Auch ist der Einsturz mancher Häuser auch ohne neue Erdbewegung unvermeidlich. Einige weitere Gebäude sind als gefährdet geräumt worden. Das neue Regierungsgebäude wird als sicher betrachtet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird für diesmal mit einigen Nachstürzen, namentlich am Quai, die Katastrophe vorläufig ihr Beenden haben.

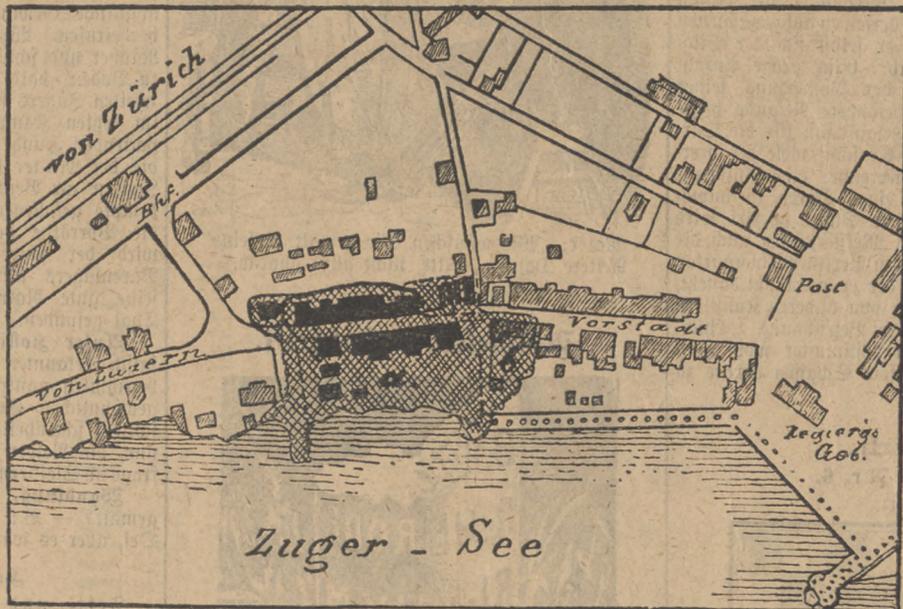
Da für morgen ein ungewöhnlich großer Menschenandrang erwartet wird, hat man umfassende Sicherheitsmaßregeln getroffen. Der Militärkordon wird verstärkt. Die erste und zweite Kompanie des Bataillons 48 sind einberufen. Die andere Hälfte derselben ist auf das Piquet gestellt. Auch werden aus Zürich und Luzern Polizeimannschaften requirirt werden. Die Massenverpflegung und Unterbringung der 660 Obdachlosen bereitet Schwierigkeiten; die Bevölkerung schließt sich aber mit großer Ruhe in die Nothlage.

Wie man aus diesem Berichte entnehmen muß, ist die Senkung keineswegs die Folge eines vulkanischen Vorganges oder Unterschliffs des Bodens, sondern eines Bergrutsches.

Der Boden, auf dem Zug erbaut ist, entbehrt wohl der genügenden Festigkeit, besteht der Hauptsache nach aus Seeschlamm, welcher im Verlaufe der Zeit durch den auf ihm lastenden Druck in's Rutschen gekommen ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich, wenn nicht früher, so doch im Laufe der Jahrhunderte, die Katastrophe wiederholen, denn Zug hat ähnliche Heimtückungen schon zweimal zu bestehen gehabt. Am 6. März 1435 versanken 26 Häuser,

wobei 60 Menschen den Tod fanden, am 13. Mai 1494 abermals 20 Häuser.



Situationsplan von Zug.

Dachwerke und sonstige Trümmer ragen über den Spiegel des Sees hervor, die ein geradezu herzerreißendes Zeugniß von dem plötzlichen Untergange eines ganzen blühenden Stadttheiles ablegen.

Die neuaufgeführte Kaimauer ist nach Westen zu zur Hälfte verschwunden, doch ist die Landungsbrücke für die Dampfer unverfehrt geblieben.

660 Menschen sind obdachlos geworden, der Schaden berechnet sich auf weit über eine Million.

Der beigelegte Situationsplan wird die Vorstellung von dem schrecklichen Hergange unseren geehrten Lesern anschaulicher machen. Die schraffierte Parthie bezeichnet den versunkenen Theil des Uferlandes.

Ueber die Ursachen des Unglücks berichteten der berühmte Geologe Professor Heim und Ober-Ingenieur Moser am 9. Juli:

„Die Messungen des Seebodens haben nachgewiesen, daß links und rechts von der Unglücksstätte keine Senkungen oder Rutschungen des Bodens vorgekommen sind. Unmittelbar vor der kritischen Stelle läßt sich eine Senkung von sieben bis zehn Metern nachweisen. Die Erdbewegung hat vollständig aufgehört. Die Risse an den Häusern und im Erdreich haben

### Gräberfund.

Vor einiger Zeit, als Schliemann das Grab Alexanders d. Gr. aufdecken wollte, kam ein Italiener auf die Idee, das Grab Marichs im Bufento zu suchen. Wenn dagegen eingewendet wurde, dasselbe beruhe auf Dichtung, so zeigten doch Funde, daß diese Bestattungsweise üblich war. So ist jetzt ein Grab im Torrente di Negrar gefunden worden. Auf dem Grunde dieses Fließens lag ein Steinblock von etwa 0,80 m Seitenlänge. Ein Ungewitter ließ den Bergstrom anschwellen, und das Wasser rückte den Stein von seiner Stelle. Nach dem Abflauen der Hochfluth wurde nun eine Grabkammer sichtbar, welche der Stein bedeckt hatte. Dieselbe enthielt drei menschliche Schädel und verbrannte, zerkleinerte Gebeine, sowie einen Terracottakrug von grauem Thon ohne Verzierung, der eine Lampe, ebenfalls von Terracotta mit der Darstellung eines geflügelten Genius, in Relief enthielt.

**Professor Wilhelm Wolff.** (Zu unserem Bilde auf Seite 89.) Am 30. Mai d. J. verstarb zu Berlin der Professor Wilhelm Wolff, dessen Name in der Künstlerwelt als Stern erster Größe glänzt. Geboren zu Fehrbellin am 6. April 1816 als Sohn eines Schneiders, war Wolff früh verwaist. Das Schicksal führte ihn noch in seinen Knabenjahren nach Berlin als Lehrling in die zu der damals bestehenden königlichen Eisengießerei gehörige mechanische Werkstatt, und später in die Gießhütte als Formerlehrer ein, wo er in Folge seines außerordentlichen Talentes zum Modelliren die Augen seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen wußte. Nachdem er das damalige königliche Gewerbe-Institut, zufolge seiner bedeutenden Begabung, erfolgreich besucht hatte, wurde er auf Veranlassung des für die Entwicklung der preussischen Industrie so hoch verdienten Geheimen Oberfinanzrathes Beuth, auf Staatskosten zur Erlernung der Kunstformerei nach Paris gesandt, woselbst er mehrere Jahre in der Gießerei von Sover arbeitete. Von Paris aus ging er nach München und war hier mehrere Jahre in der Stieglmaayr'schen Gießerei thätig. Nach Berlin zurückgekehrt, etablierte er eine eigene Gießerei. Seine künstlerische Begabung war schon in Paris der Leitfaden für seine gewerbliche Thätigkeit und er wußte Kunst und Handwerk innig harmonisch zu verschmelzen; allein sein Genie drängte zu fernerer Entfaltung und demgemäß übergab er die Leitung seiner Kunstgießerei seinem in derselben aufgewachsenen jüngeren Bruder, während er selbst sich der Bildhauerei ausschließlich hingab. Eine große Anzahl von Statuen zeugen von der Vollendung seiner Kunstfertigkeit. Eine ganz besondere Neigung hegte er seit Beginn seiner Künstlerlaufbahn für die Darstellung von Thiergruppen. Er schuf viele der herrlichsten Bilder aus dem Thierreiche: eine Bulldogge mit ihren Jungen (1847), einen Bären in humoristischer Auffassung, dem der Staat operirt wird (1852), außer vielen anderen Meisterstücken auch die vom Pfeil getroffene Löwin im Berliner Thiergarten (1870). Diese Richtung, in der er unerreicht dasteht, trug ihm, zur Unterscheidung von anderen Künstlern gleichen Namens, die nähere Bezeichnung „Thier-Wolff“ ein, ein Name, der bestimmter wohl nicht erdacht werden konnte, um sein Schaffen ehrend zu kennzeichnen.

# Puntes Allerlei.

## Im Atelier.



Maler: „Wie wünschen Sie gemalt zu sein?“  
 Ältere Dame: „Bitte, nicht allzu ähnlich.“

**Germanen auf der Bärenjagd.** Das goldene Rom brachte für seine Gladiatorenspiele auch allerlei wildes Gethier. Löwen wurden aus Persien und aus Libyen, Tiger vom fernen Indus her und Bären aus Germanien herbeigeschafft, und in den Käfigen des Amphitheaters untergebracht. Da wurden die jungen Bestien stattdessen herangeführt, um dann, wenn sie zu vollster Kraft erwachsen waren, aus langer Hungertur heraus zum Vergnügen des Volkes von Rom auf die Gladiatoren von Beruf, aber auch auf unglückliche Kriegsgefangene, auf christliche Männer und Frauen losgelassen zu werden. Wie überall in den römischen Grenzländern, so trieben auch am Rheine kaufmännische Unterhändler ihr Wesen, welche das Thiermaterial in Massen aufkauften und in großen Transporten an die Tiber schickten. Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, wollten zwar von römischer Unterjochung nichts wissen, aber als Thierfänger machten sie doch ihr Geschäft mit den römischen Handelsleuten. Unser Bild auf Seite 93 stellt einen Fang junger Bären dar, der für die Unternehmer verhängnißvoll zu werden droht. Frühmorgens waren die Männer aufgebrochen, stark bewehrt und mit einer Meute kräftiger Rüden. Sie hatten das Bärenlager in der zerklüfteten Felschlucht besichtigt und glücklich die Jungen ohne die Alten gefunden. Schon hatten sie einen kleinen Peh in Sicherheit, da mußte das ängstliche Gemüth der Kleinen die Bärenmutter herbeirufen. Wuthentbrannt stürzte sie sich auf die Räuber und schlug mit mächtiger Pranke den einen zu Boden, bald aber wird sie von dem Speere des zweiten Jägers schwer getroffen, und wenn sie auch im letzten Kampfe noch Todeswunden an die sie packenden Hunde austheilt, sie erliegt endlich, und die der Mutter beraubten jungen Bären fallen den Jägern zur Beute. Neben der im Vertheidigungskampfe gefallenen Bärin, die mit Fleisch und Fell die Vorräthe des Hauses willkürlich bereichert, wird der schwer getroffene Auskundschafter des Bärenlagers heimgetragen. Bald aber läßt ihn seine gute Natur wieder zu neuer, gefährvoller That gefunden.

## Räthselhafte Inschrift.



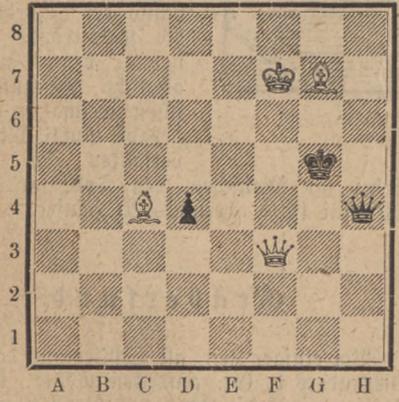
Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Unter Kollegen.** Ein als sehr neidisch und falsch bekannter kleiner Schauspieler macht einem berühmten gastirenden Kollegen der eben einen ungewöhnlichen Erfolg errungen, Komplimente und schließt scheinheilig mit den Worten: „Was können nun die Neider Ihres Ruhmes sagen?“ — „Das frage ich Sie!“ erwiderte der Gast scheinbar unbefangen.  
**Wandlung.** A.: „Also, Sie haben früher auch gemalt?“ — B.: „Sawohl; auch ich malte einst in Del, aber es war — Essig.“

### Hauswirthschaftliches.

Fett- und Schmierfleck aus wollenen Zeugen, z. B. Rocktragen, zu entfernen, dient mit großem Erfolg folgende Mischung: Man nimmt 30 g Seifenwurzel, 30 g Schwarzwurzel (im Droguengeschäft zu haben), schneidet dieselben in kleine Stücke und kocht sie mit  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser am Feuer etwa eine halbe Stunde. Dann gießt man die Flüssigkeit durch ein leinenes Tuch und läßt sie kalt werden. Von dieser Flüssigkeit nimmt man nun beim Gebrauch 6 Theile und mischt damit 1 Theil Salmiakspiritus, gießt davon successive soviel auf die fleckige Stelle, daß sie eingeweicht wird, und reibt sie ordentlich durch. Man entfernt dann die Flüssigkeit, welche nunmehr durch den aufgelösten Fleck total schmutzig geworden ist, mit einem Löffel und wäscht das Zeug mit kaltem Wasser aus. Diese Methode ist vorzüglich wirksam und sehr leicht vorzunehmen.

## Schach. Aufgabe Nr. 6. Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

## Homonym.

Ich kann die schwersten Lasten heben,  
 Und brau' ich in der Mehrzahl her,  
 Beweg' ich leicht der Pflanzen Leben,  
 Und wär' es fest auch noch so sehr.

Auch diene ich den fleißigen Händen  
 Der Näherin von Zeit zu Zeit;  
 Die Strickerin kann mich verwenden,  
 Macht sie zum Werke sich bereit.

In Blau und Roth und andern Farben  
 Erschließ' ich mich dem Sonnenlicht;  
 Und auf den Feldern zwischen Garben  
 Bin ich der Schwestern schlechteste nicht.  
 Auflösung folgt in nächster Nummer.

## Scherzaufgabe.

Welcher Strumpf hat zwei Sacken?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:  
 Der Besatz.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:  
 Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

## Logogriph.

Mit a dem Krieger gefährlich,  
 Mit e nach Bösem begehrlieh,  
 Mit i ganz offen und ehrlich,  
 Mit u dem Wand'rer beschwerlich.  
 Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer.  
 Dornenkrone. — Scheere.

Alle Rechte vorbehalten.

Rebgrirt, gedruckt und herausgegeben von  
 John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,  
 Behrenstraße 22.